

teil stimmt damit nicht recht überein. Schmidt stellt den Reformator mit äußerster Konsequenz als den «Theologen des Heiligen Geistes» hin. Es ist gefährlich, ein Lebenswerk, das mitten im Kampf gegen verschiedene Fronten entstanden ist und sich selbst nicht vollenden konnte, so eindeutig unter einen einzigen Blickwinkel zu stellen. Der Verfasser trifft oft klare Unterscheidungen zwischen den «Geistlern», den Täufern, und Zwingli, oder zwischen Luthers und Zwinglis Geistverständnis und sichert seine Auffassung nach Möglichkeit auf alle Seiten ab. Es bleibt aber fraglich, ob mit dem alles beherrschenden Stichwort «Pneumatologie» das Wesen der Theologie Zwinglis getroffen ist. War sein Hauptanliegen wirklich «ein fast mystisches Einswerden mit dem Geist Gottes»? Diese systematische Unterordnung aller theologischen Aussagen Zwinglis unter die Lehre vom Heiligen Geist steht in der Gefahr, wieder ein Zwingli-Bild zu schaffen, dem die neuere Forschung ausweichen möchte: ein in sich geschlossen und einheitlich wirkendes Gemälde, das auch notgedrungen einseitig wirken muß.

Mit diesen Vorbehalten sei aber noch einmal der Dank dafür verbunden, daß Schmidt es gewagt hat, ein knappes einführendes Zwingli-Bild aus eigener Schau zu entwickeln.

*Ernst G. Rüschi*

ROLF HARTMANN: *Das Autobiographische in der Basler Leichenrede*. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 90. Verlag von Helbing & Lichtenhahn, Basel und Stuttgart 1963. 185 Seiten.

Der Titel dieser Arbeit kündigt die Interpretation eines literarischen und geschichtlichen Stoffes an, der nicht nur lokal und sachlich äußerst begrenzt ist, sondern auch ziemlich abseitig erscheint. Was sich aber hinter dem Thema verbirgt, weiß nur der zu schätzen, der dieses Buch gelesen hat. Von einem einzigen Punkt, nämlich dem autobiographischen Teil der literar- und theologiekritisch wenig erfaßten Gattung der Leichenrede, deren Quellentexte zudem auf die Stadt Basel beschränkt bleiben, entfaltet der Verfasser ein reiches Bündel theologischer, historischer, psychologischer, sozialer und kultureller Perspektiven, die ganz erstaunlich sind. Außerdem gibt das Buch beachtenswerte Beiträge zur Geschichte der kirchlichen Bestattung, zur Entwicklung des Individualismus in den letzten Jahrhunderten, zur Selbsteinschätzung des Menschen in den verschiedenen Geistesepochen und zur religiösen Haltung des Menschen gegenüber dem Tod in der Reformation, in der Aufklärung, im Pietismus und in der Neuzeit.

Von den nach Tausenden zählenden gedruckten und ungedruckten Basler Leichenreden hat Hartmann 550 ausgewählt und deren autobiographische Partien untersucht. Von dem biographischen Teil der Fürbitte für die Verstorbenen in Johann Ulrich Surgants *Manuale curatorium* von 1502, dem ersten Vorläufer der späteren Autobiographie in der protestantischen Leichenrede, bis zum selbstverfaßten Lebenslauf Jacob Burckhardts, mit dessen Darstellung das Buch schließt, bietet der Verfasser eine Geschichte des menschlichen Geistes an der Wende vom Rückblick auf das vergangene Leben zur Vorschau auf den kommenden Tod.

Das Autobiographische dringt dadurch in die Leichenrede ein, daß die «letzten Worte» des Sterbenden bei seiner Bestattung exemplarisch zitiert werden. Dieser Ansatz erlaubt einen weiteren Rückblick auf das Leben des Toten, der ebenfalls das Beispielhafte im Auge hat. «Die Kunst des christlichen Sterbens» (Kap. 3), wie sie von Thomas a Kempis, Erasmus, Luther und anderen gelehrt wurde, gibt den frommen Christen Anlaß, rechtzeitig das Resümee des eigenen Lebens zu ziehen

und das, was im Angesicht des Todes wichtig und der Äußerung wert erscheint, schriftlich niederzulegen. Wie sich diese Niederschrift von anfänglich nur «letzten Worten» bis zum autobiographischen Lebenslauf ausweitet, wie in dieser Entwicklung Inhalte, Formen, Gesichtspunkte, Frömmigkeiten, Geltungsbedürfnis, Selbstkritik und viele andere Erscheinungen wechseln oder sich ablösen, wie sich aber auch einige Dinge angesichts der nivellierenden Macht des Todes gleich bleiben, das kann hier nicht nacherzählt werden, sondern mag den interessierten Leser selbst überraschen.

Das Buch ist ein kleines Meisterwerk geistesgeschichtlicher Arbeit. Besonders Pfarrer, Historiker und Psychologen sollten sich seine Lektüre nicht entgehen lassen. Darüber hinaus aber spricht es jeden an. Denn das von Hartmann in der Einleitung zitierte Wort von Wilhelm Dilthey hat grundsätzliche Bedeutung: «Das Verhältnis, welches am tiefsten und allgemeinsten das Gefühl unseres Daseins bestimmt, ist das des Lebens zum Tode; denn die Begrenzung unserer Existenz durch den Tod ist immer entscheidend für unser Verständnis und unsere Schätzung des Lebens.»

*Joachim Staedtke*

ERNST-WILHELM KOHLS: *Die Schule bei Martin Bucer in ihrem Verhältnis zu Kirche und Obrigkeit* (Pädagogische Forschungen, Veröffentlichungen des Comenius-Instituts 22). Quelle & Meyer, Heidelberg 1963. 244 Seiten.

Die Reformation hatte ein starkes Interesse an der Neuordnung und am Ausbau des Schulwesens. Humanistische Einflüsse machten sich dabei geltend. Luther, Zwingli, Calvin, aber auch Bucer haben sich um die Hebung der Bildungsmöglichkeiten auf evangelischer Grundlage verdient gemacht. Monographisch ist Martin Bucers Bedeutung für das Schulwesen Straßburgs noch nie erfaßt worden. Diese Lücke füllt nun Kohls aus.

Der Übergang Straßburgs zur Reformation ging allmählich vonstatten. Nach Kohls übernahm der Rat im Mandat vom 1. Dezember 1523 de facto die Kirchenhoheit. Erst das Jahr 1529 brachte jedoch die Abschaffung der Messe. Bereits 1523 kam Bucer nach der Flucht aus Weißenburg nach Straßburg; damals begannen die Schulen der Stifte und Klöster ihren Betrieb einzustellen. Der Ankömmling begann nun mit biblischen Vorlesungen in deutscher Sprache im Hause Matthias Zells. Diese Vorlesungen standen allen Bürgern offen. «Der Gedanke einer allgemeinen evangelischen Laienbildung steht hinter diesen Anfängen des Straßburger Vorlesungswesens.» Eine wichtige Rolle spielten in der Folge die verschiedenen Schuleingaben der Prediger, die von Bucer verfaßt waren. Kohls geht auf ihren Inhalt ein. Wesentlich wurde der Ausbau der Vorlesungen, die anfänglich im Chor des Münsters, dann seit 1528 im Dominikanerkloster stattfanden. Vielleicht bereits 1527, sicher aber 1528 wurden ebenfalls im St. Thomas-Stift biblische Vorlesungen in Latein durchgeführt. Sie galten als Ersatz für das Chorgebet und für die Messe; deshalb fanden sie jeden Morgen in der Thomaskirche statt. Eine weitere Erneuerung des Schulwesens bestand in der Eröffnung von zwei neuen Lateinschulen.

Erasmus und Wimpfeling nennt der Autor als theoretische Wurzeln von Bucers Schulplänen. Wichtig war der Zürcher Einfluß (Prophezei). Doch erscheint die Straßburger Schulreform Bucers breiter angelegt. Sie zielte auf eine allgemeine Volksbildung, wobei die Taufe «nicht nur für die christliche Unterweisung, sondern allgemein für die Erziehung das entscheidende Motiv darstellt». Daneben spielte die Idee des «gemein nützlich» eine wichtige Rolle. In die Reform wollte Bucer zudem die